

Format de citation

Brandt, Susanne: Rezension über: Benjamin Ziemann, Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918-1933, Bonn: Dietz, 2014, in: Neue Politische Literatur, 60 (2015), 2, S. 324-326, DOI: 10.15463/rec.1371199947, heruntergeladen über Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

nur, weil er ein mäßiger Redner war, sondern aus grundlegender Abneigung gegenüber einer offensiven Selbstdarstellung heraus?

Aus der „privaten Gegenwelt“ Brauns präsentiert Burghard Ciesla die Jagdleidenschaft, eine für den in der Wolle gefärbten Sozialdemokraten ungewöhnliche, die Zeitgenossen doch irritierende Leidenschaft, die die Sozialdemokraten als verbürgerlichte Attitüde, die Bürgerlichen als Steckenpferd eines waidmännisch unkundigen Emporkömmlings beäugten. Dieses Faible, das Braun stets verteidigte, das entsprechende Kapitel aber aus den Memoiren strich, mag Symptom für die Ablösung des Sohnes eines verarmten Schuhmachers von den lebensgeschichtlichen und politischen Wurzeln sein.

Der von Michael C. Biernet unternommene Vergleich von Otto Braun und Ernst Reuter in den Weimarer Jahren bietet Erklärungsmuster für eine Abkehr von radikalen politischen Positionen der beiden, die wohl in keinem engeren Kontakt standen. Einen ebenso neuen wie interessanten Aspekt greift Hartmut Mangold auf: Er untersucht die Haltung der „Weltbühne“, des publizistischen Flaggschiffs der Linkskritik, zu den beiden Regierungen in Reich und Preußen. Anschaulich mit zahlreichen Zitaten belegt der Beitrag, wie Kurt Tucholsky und vor allem Carl von Ossietzky die von Otto Braun mitgetragene sozialdemokratische Tolerierungspolitik gegenüber Brüning kritisierten und die SPD zum Linkskurs und zur Aufgabe der Koalitionspolitik mit den bürgerlichen Parteien aufriefen.

Den bereits hinlänglich ausgeleuchteten Jahren des Exils ab März 1933 widmet sich Kristina Hübener, in denen Braun Pläne für den Neuaufbau entwickelte, der 1943/44 nachgerade euphorische Gedanken an Rückkehr auf die politische Bühne im Nachkriegsdeutschland hegte, dann aber keine Rolle spielte/spielen konnte, weil in der Nachkriegs-SPD kein Platz mehr für ihn war – brauchte doch die Partei, wie selbst Brauns früherer Kulturminister Adolf Grimmer schrieb, Kräfte, die „nicht den Schienenstrang der Weimarer Zeit zurückfahren“. Insofern galt Braun als „Belastung“, versehen mit dem Stigma eines führenden Mannes der gescheiterten SPD von Weimar. Zu Nachkriegsparteitagen reiste der Abgedrängte daher als einfaches Parteimitglied. Das Bild mit Carl Severing auf dem Parteitag 1950 spricht in dieser Hinsicht Bände: zwei alte Männer mit leeren Blicken.

Im Epilog erhebt Erardo C. Rautenberg Anklage über den geringen Stellenwert Brauns in der deutschen Erinnerungskultur. Mit dem

vorliegenden Sammelband, dem das Verdienst der erstmaligen Publikation zahlreicher Fotografien gebührt, ist jedoch ein Schritt getan, ihn stärker im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Dabei sind einige wenige Facetten der vielschichtigen Biographie Brauns neu erschlossen worden. Es hätten mehr sein können, etwa zur Position Brauns innerhalb der Führungscrew der SPD in der Weimarer Zeit, aber auch schon vor dem und im Ersten Weltkrieg. Nehmen wir den Band als Weckruf, stärker an den kantigen Vorkämpfer und Verteidiger der Republik und das demokratische Preußen der Weimarer Zeit zu erinnern.

Heidelberg

Walter Mühlhausen

Vertrautes neu entdecken

Ziemann, Benjamin: Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, 381 S., Dietz Nachf., Bonn 2014 (engl. 2013).

Wie anregend und überhaupt nicht langweilig es sein kann, wenn sich ein Forscher anlässlich eines Gedenkjahres mit den Themen beschäftigt, die ihn seit 20 Jahren in Forschung und Lehre umtreiben, belegt die 2013 in englischer Sprache und ein Jahr später in deutscher Übersetzung erschienene Publikation über die „Veteranen der Republik“. Die Studie zur umstrittenen Erinnerung in Deutschland zwischen 1918 und 1933 will den Nachweis liefern, dass die Weimarer Republik nicht etwa von Anfang an zum Untergang verdammt gewesen sei, weil es an überzeugten Demokraten und Republikanern gemangelt habe (S. 12). Benjamin Ziemann zeichnet nach, dass es mit dem Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Hinterbliebenen, mit dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener mitgliederstarke Organisationen gab, welche das Kriegsgedenken mit der Stärkung und dem Schutz der Republik verwoben.

Der Autor formuliert von der ersten Seite an klare und nachvollziehbare Thesen, er legt die Struktur bis auf die Ebene der einzelnen Kapitel offen, benennt seine Leitfragen und fasst Erträge zusammen. So möchte man immer – nicht nur in einer sehr guten Vorlesung, sondern auch als Leser – geleitet werden. Ziemann bezieht klar Stellung zur Literatur, sowohl zu den für ihn besonders

weiterführenden Arbeiten (etwa von Jay Winter oder Detlev Peukert) als auch zu denjenigen, von denen er sich abgrenzt. George Mosses These der Brutalisierung der Politik in Deutschland nach 1918 (S. 304), Hans Mommsens Urteil über die passive und unbewegliche Sozialdemokratie (S. 295) oder Heinrich August Winklers Behauptung, die Rhetorik der Volksgemeinschaft habe einen festen Platz in der Alltagssprache des Reichsbanners gehabt (S. 148), weist Ziemann mit klaren Worten zurück. Sein eigenes Urteil formuliert er unmissverständlich als „ich“.

Viel Bekanntes lässt sich in dieser Arbeit aus anderer Perspektive und gegen den Strich gebürstet betrachten. Ziemann betont, dass rechte Soldatenvereine zunächst den Krieg aus der Sicht der militärischen Führung erinnerten. Ihnen gegenüber standen die linken Veteranen, die konsequent aus der Frosch- oder Opferperspektive an die Leiden auf den Schlachtfeldern erinnerten. Ziemann erlaubt es dem Leser, sowohl aus der Vogelschau als auch von ganz unten das Kriegsgedenken zu betrachten. Vor allem Kapitel 1 und 2 widmen sich den Organisationen und ihren Zeitschriften und Broschüren. Hier geht es also mehr um den Überblick. Im dritten Kapitel konzentriert er sich auf den „einfachen Reichsbannermann“ Fritz Einert, der 1926 ein 22seitiges Dokument zu seinen Erlebnissen verfasste. In ihm findet Ziemann einen Patrioten (S. 123), der fürchtete, seine Erinnerungen zu veröffentlichen, aus Sorge vor wirtschaftlichen Konsequenzen, der klar betonte, wie er hätten die meisten Soldaten nicht für den Kaiser gekämpft und den Waffenstillstand nicht als Niederlage, sondern als Befreiung empfunden (S. 142). Ebenfalls sehr stark auf einzelne Akteure richtet Ziemann in Kapitel 6 seinen Blick. Vier ehemalige Offiziere, die das Kriegserleben zu Pazifisten formte, werden näher vorgestellt (von Schoenaich, von Deimling, Schützinger und Mayr). Diese Porträts einzelner (und in allen Fällen: ungewöhnlicher) Personen führen vor Augen, dass es nicht zulässig ist, allein Organisationsstrukturen, Mitgliederzahlen, Artikel und Reden zu untersuchen, sondern dass am Anfang und Ende immer Individuen stehen, die wir zwar nicht alle erfassen können, aber auf keinen Fall ignorieren dürfen. Vor allem bemerkt die Leserschaft, dass sie gerne mehr über diese Männer erfahren hätte, die zum Teil bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gelebt haben – in der BRD und DDR.

Statt es als altbekanntes Indiz für eine zerrissene Gesellschaft zu bewerten, dass sich die Bürger der ersten deutschen Republik nicht auf

ein Nationaldenkmal für die Gefallenen des Weltkrieges einigen konnten, regt Ziemann an, die Vielfalt von nebeneinanderstehenden Konzepten als Kennzeichen einer lernenden Demokratie zu bewerten (S. 192ff.). Sein Urteil, warum die Demokraten unterlagen, ist unmissverständlich: Nicht aus eigener Verzagtheit, sondern weil die Gegner ihnen zahlenmäßig und in Bezug auf die Gewaltbereitschaft überlegen waren, hatten die Republikaner nach 1929 immer weniger Optionen. Das Schicksal der Republik entschied sich nicht auf dem umkämpften Feld der Kriegserinnerungen, sondern weil die konservativen Eliten den Nationalsozialisten die Macht überließen (S. 296). Ziemann ist der Ansicht, dass Hitler sich die Froschperspektive der Linken zu eigen gemacht habe. Mit großer Raffinesse hätten die Nationalsozialisten in den Deutungsgründen der Linken gewildert – und ihnen nicht nur den Unbekannten Soldaten abspenstig gemacht (S. 223). Karl Bröger, Arbeiterdichter und Reichsbannermitglied wurde, so der Autor, von den Republikfeinden für ihre Ziel vereinnahmt (S. 196ff., 315).

Warum verteidigten sich die Linken nicht? Zunächst einmal tritt Ziemann gegen die These an, die Linken seien mit derselben Gewaltbereitschaft wie die rechten Republikfeinde aufgetreten. Er zeigt auf, in welchem Maße sich die Reichsbanner-Mitglieder für den Verfassungstag engagiert haben. Sie hätten durchaus eigene Ideen für Denkmäler und Feiertagsrituale entwickelt und erfolgreich die Mythen der Rechten widerlegt. Sie seien sogar in Uniformen und mit ihren Orden aufmarschiert, weil ihnen bewusst gewesen sei, dass sie nur so als Weltkriegsteilnehmer erkennbar seien und dem Alleinvertretungsanspruch rechter Vereine entgegentreten könnten.

Ziemann zeichnet Stärken und Erfolge der Linken nach, aber auch Schwächen und Versagen. Wobei das Scheitern nicht bewertet (oder verurteilt), sondern erst einmal festgestellt wird: Ziemann ist der Meinung, dass es den republikfreundlichen Veteranen – eben weil sie zu sehr aus der Froschperspektive und aus der Sicht der Opfer den Krieg erinnerten und deuteten – nicht gelungen sei, das Gedenken mit positiven Zukunftsvisionen zu verschränken (S. 13, 310). Das blieb den Republikfeinden beziehungsweise den Nationalsozialisten vorbehalten. Auch die Tatsache, dass das Reichsbanner keine Frauen als Mitglieder (und damit für den Kampf für die Republik) zuließ, wertet Ziemann als ein folgenschweres Versäumnis – umso mehr, als der Stahlhelm, ein mitgliederstarker

rechter Konkurrent – weibliche Mitglieder aufnahm (S. 307). Auch andere Gruppen (potenzieller Anhänger) konnte das Reichsbanner nicht erfolgreich ansprechen, so dass Ziemann zum Schluss gelangt, die Republikverteidiger seien nicht in der Lage gewesen, die Republik aus der Perspektive der Überparteilichkeit zu stärken (S. 311).

Auch wer glaubt, sich mit dem Kriegsgedenken in Deutschland nach 1918 schon gut auskennen, kann bei Ziemann sogar Vertrautes neu entdecken.

Düsseldorf

Susanne Brandt

Erfahrungswissen für die Wirtschaftspolitik

Hesse, Jan-Otmar/Köster, Roman/Plumpe, Werner: Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929–1939, 242 S., Campus, Frankfurt a. M./New York 2014.

Wenn etwas in der gegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskrise boomt, dann sind es Vergleiche mit der „Großen Depression“. Die richtigen Lehren sollen aus ihr gezogen werden, frei nach dem Motto „Historia magistra vitae“. Auf dieser Klaviatur spielt auch der Verlag auf dem Buchumschlag. Wer die „Große Depression“ behandelt, kommt an der aktuellen politischen und wirtschaftlichen Situation offenkundig nicht vorbei. Der Band selbst fußt auf einem noch vor der Krise begonnenen Studienbrief, den die Verfasser für die Studierenden der Fernuniversität Hagen erstellt haben. Die Aktualität der Weltwirtschaftskrise der Zwischenkriegszeit durchzieht das schmale Büchlein der drei Wirtschafts- und Sozialhistoriker Jan-Otmar Hesse (Bayreuth), Roman Köster (München) und Werner Plumpe (Frankfurt a. M.) denn auch, wobei sie sich mit Ratschlägen insgesamt wohltuend zurückhalten.

Den Auftakt bilden eine kurze Zusammenchau der Weltwirtschaftskrise – vom Oktober 1929 bis zum Zweiten Weltkrieg – sowie ein knapper Abriss über das ökonomische Denken und die krisentheoretischen Überlegungen zwischen dem ausgehenden 18. Jahrhundert und der großen Krise. Deutlich wird hier, dass die Verfasser weniger richtige und falsche Krisenerklärungen diskutieren als vielmehr den durch die Weltwirtschaftskrise inspirierten Wandel des ökonomischen Denkens in den Blick nehmen. Dieser

war fundamental: Die ältere liberale Wirtschaftstheorie und ihre Trennung von ökonomischer und politischer Sphäre wurden in den 1930er Jahren ebenso fraglich wie die Vorstellung eines sich selbst wieder einstellenden wirtschaftlichen Gleichgewichts, ja ökonomischer Gleichgewichte überhaupt. Die Schriften Joseph Schumpeters sind dafür ein gut gewähltes Beispiel. Der Staat trat als Wirtschaftsakteur immer mehr in den Vordergrund, die Beziehungen zwischen Staat und Wirtschaft wurden in der Krise neu justiert.

In dem sich anschließendem Kapitel spürt das Autorentrio dem strukturellen Ballast der vermeintlich Goldenen Zwanziger Jahre nach. Zentrale und bekannte Stichworte sind hier die politischen Folgen des Ersten Weltkrieges – die Interessenkonflikte in Europa ebenso wie im Pazifik –, die Reparationenfrage und das mit ihr verbundene „Schuldenkarussell“ sowie nicht zuletzt die globalen Überkapazitäten in der Eisen- und Stahlindustrie, insbesondere aber in der Landwirtschaft. Hinzu trat als fundamentale Belastung – und damit knüpfen die Autoren an Barry Eichengreens grundlegendes Buch an – die fehlerbehaftete und von nationalen Erwägungen mitbestimmte Einführung des Gold-Devisenstandards Mitte der 1920er Jahre, der als Nachfolger des Goldstandards und vermeintlicher Stabilitätsanker dafür verantwortlich war, dass Strukturkrisen schnell andere Länder und Regionen infizierten.

Dem Umgang mit dem beziehungsweise der Abkehr vom Gold-Devisenstandard ist dann auch der Hauptteil des Buches verpflichtet, wenn nacheinander der Krisenverlauf in einzelnen Ländern durchschritten wird: Dem Deutschen Reich folgen Großbritannien mit dem Commonwealth und die USA, ebenso behandelt werden Frankreich, das mit einigen anderen Ländern am längsten (bis 1936) am Gold-Devisenstandard festhielt, sowie China und die Sowjetunion. Hin und wieder kommt es dabei zwar zu Wiederholungen und die nur spärlich vorhandenen Fußnoten machen aus umstrittenen Sachverhalten gelegentlich Gewissheiten – etwa Heinrich Brünnings Memoirenbehauptung, während seiner Kanzlerschaft die Wiedereinführung der Monarchie angestrebt zu haben (S. 71) –, aber hier entfaltet sich vor den Augen der Leserschaft insgesamt ein anschauliches und zugleich differenziertes Panorama von unterschiedlichen Krisenverläufen. Und gleichsam nebenbei weitet sich der Blick hier tatsächlich ins Globale: Lateinamerika, Australien und Indien werden angesprochen. Die Länderkapitel kann man gewiss auch einzeln lesen, aber erst